

Illustriertes Unterhaltungs Blatt

Gratisbeilage zur „Geissenheimer Zeitung“.

Die Prachtmenschen.

(Fortsetzung.)

Roman von G. Niesch.

(Nachdruck verboten.)

Frau Pracht hatte sich aufgerichtet und sah den Sohn mit großen, brennenden Augen an: „Zuerst will ich mich meines „Hochmutes“ wegen rechtfertigen, Hans Joachim. Meine Dir unbegreifliche Abneigung gegen die Theatermenschen hat einen sehr, sehr ernsten Hintergrund, mein Sohn. Du kennst Deinen Onkel in München, meinen einzigen Bruder. Du weißt auch, wie ich ihn geliebt habe und noch liebe. Als Dein Onkel noch ein flotter, bildhübscher Leutnant war, kam in das Haus meiner Eltern zuweilen die erste Sängerin unserer Oper. Es war ein junges, schönes Weib, das sehr gefeiert wurde. Dein Onkel verliebte sich in sie und wollte sie heiraten. Es gab furchtbare Kämpfe mit den Eltern. Ich stand auf des Bruders Seite und stritt für ihn. Wir erlangten die Zusage der Eltern; unter was für erbitterten Kämpfen und Szenen, will ich verschweigen. Die Verlobung wurde öffentlich bekannt gegeben, der Hochzeitstag für einen nahen Termin festgesetzt. Mein Vater hatte sich eingehend über das Privatleben der Sängerin erkundigt: er hörte nichts Nachteiliges. Wenige Tage vor der Hochzeit verschwand die Braut plötzlich. Sie war mit dem jugendlichen Felden des Schauspiels durchgegangen, mit dem sie schon seit einem Jahr ein intimes Verhältnis verband. Der Skandal war fürchterlich. Meinem Vater kostete es fast das Leben, er fiel in schwere Krankheit, von der er sich nur langsam wieder erholte. Meinem Bruder konnte ich noch rechtzeitig die Pistole aus der Hand reißen. Er nahm ein Jahr Urlaub und machte eine Tour um die Welt. Die Sängerin ist einige Jahre später, nachdem sie zuletzt in Varietés dritten und vierten Ranges aufgetreten ist, elend zugrunde gegangen. Begreifst Du nun?“

Hans Joachim fuhr hart über der Mutter weiße, feine Hand. „Liebe, liebe Mutter! Aber Ilse von Gerlach gehört nicht zu dieser Welt des falschen Scheins. Wenn Du sie kennen lernst, mußt Du sie lieb gewinnen.“

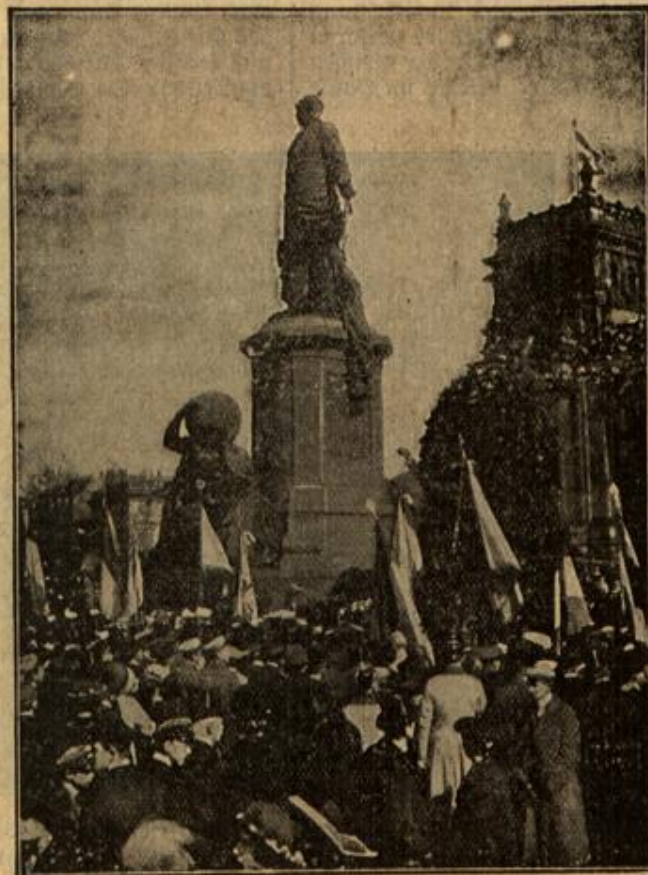
„Das ist nicht allein, was mich bekümmert und trostlos machte, Hans Joachim. Ich bin heute an Dir irre geworden. Du bist mein alter Hans Joachim nicht mehr. Ein ganz anderer Mensch liegt hier vor mir, der nicht besser und nicht schlechter ist, wie der Durchschnitt der reichen jungen Leute Deines Alters und Standes. Wie bin ich noch gestern nacht auf Dein kühnes Rettungswerk stolz gewesen, und nun —“

„Mutter! Ich tat doch nichts, um Deine Achtung nicht mehr zu verdienen.“

„Doch, Hans Joachim! Es war mein brennender Wunsch, daß Elenore und Du Euch finden solltet. Das Mädchen ist ein Geschöpf von seltenen Eigenschaften. Ich könnte mir keine geeignetere Frau für Dich denken. Seit Wochen verzehre ich mich in banger Ungewißheit und Sorge. Manchmal erschien es mir, als ob meine Hoffnungen in Erfüllung gehen sollten, dann wieder verzweifelte ich daran. Als ich Euch gestern abend zusammen im Park verschwinden sah, jubelte mein Herz vor Glück. Und da — bin ich Euch leise nachgegangen. Da sah ich, daß Ihr Euch küßt. Muß ich nun nicht denken, daß mein ernster, charakterfester Hans

Joachim ein Don Juan ist, wie so mancher andere?“

Frau Pracht schluchzte leise in ihr Tuch. Hans Joachim zog das Tuch behutsam vom Gesicht der Mutter und sah ihr lächelnd in die Augen: „Meine arme Mutter! Aber lasse Dir



Von der 100jährigen Geburtstagsfeier des Alt-Reichskanzlers vor dem Bismarckdenkmal in Berlin: Guldigung der Deputationen.

„Was man zu tun sich vorgenommen hat, soll man gleich ausführen.“

„Du hast es selbst gesehen und wir haben noch oft davon gesprochen.“

„Mißverständnisse? Der Kuß soll ein Mißverständnis gewesen sein?“

„Nein, Mutter, der Kuß war echt. Das Mißverständnis von Deiner Seite aus war, daß ich Elenore geküßt habe. Das stimmt nicht, Mutter. Elenore hat mich geküßt.“

„Sans Joachim! Willst Du das Mädchen anklagen, um Dich reinzuwaschen?“

„Mutter, Dein Vertrauen zu mir ist allerdings stark ins Wanken gekommen. Elenore küßte mich allerdings, aber zum Dank, weil sie in mir einen Bundesgenossen fand, der für sie ihrer Liebewegen zu streiten versprach. Wir haben einander unsere Herzen ausgeschüttet, Mutter. Elenore liebt längst einen anderen. Sie liebte ihn schon lange, bevor sie nach Brachthof kam. Deine Wünsche konnten also nicht in Erfüllung gehen. Wie gut, daß ich mein Herz nicht an Elenore verloren habe! Das arme Mädchen befindet sich vielmehr in der gleichen Lage wie ich. Sie liebt einen jungen Maler, den sie im Hause ihrer Eltern kennen lernte. Zu meiner Beschämung muß ich gestehen, daß sie mehr Mut hatte als ich, sie hat sich sofort ihrer Mutter anvertraut. Doch die Eltern haben der Tochter, später dem werbenden Maler ein unerbittliches „Nein“ entgegengehalten. Um ein heimliches Zusammentreffen der Liebesleute zu verhindern, ist Elenore fortgeschickt worden. Deine Einladung kam Onkel und Tante wie gerufen.“

„Elenore liebt einen jungen Maler! Einen Künstler!“

„Ich glaube aber jetzt wenigstens zu verstehen, warum Elenores Eltern in die Verbindung nicht willigen wollen. Wolfgang Enke ist ein Künstler, wenn auch keiner vom Theater, aber doch immerhin ein Angehöriger des leichtfertigen Künstlervolkes!“

„Das wird allerdings der Grund der Ablehnung sein, und es dürfte Elenore schwer werden, der Eltern Widerstand zu brechen.“

„Du aber hast Elenore lieb, Mutter. Willst Du dem armen Mädchen nicht helfen? Du vermagst viel bei Deinem Bruder.“

„Ich kenne den Mann nicht, Sans Joachim. Wie kann ich mich für ihn verwenden!“

„Elenores Menschenkenntnis traue ich unbedingt, Mutter; sie hängt sich an keinen Unwürdigen. Das wirst Du selbst nicht glauben. Ich habe aber auch noch einen anderen, persönlichen Grund. In der Dresdener Ausstellung hängt ein Bild von

„Aber Du, Sans Joachim? Ueber Elenores Schicksal vergaß ich Dich ganz. Ein Maler ist kein Bühnenkünstler. Ueber die Bühnenkünstlerinnen komme ich nicht hinweg.“

„Mutter, meine liebe Mutter! Die Leute im weiten Umkreis nennen meine Eltern die Brachtmenschen. Wollen sie das bloß für mich nicht sein? Willst Du Ilse verwerfen, ohne sie gesehen, gehört zu haben? Ich weiß es, Mutter, wenn Du das Mädchen nur ein einziges Mal gesprochen haben wirst, so gewinnst Du es lieb. Du kannst gar nicht anders.“

„Ich kann nicht, Sans Joachim. Es geht über meine Kraft. Eine Theaterdame als Frau meines Sohnes, als meine Nachfolgerin im Brachthofe? Ich will sie nicht sehen.“

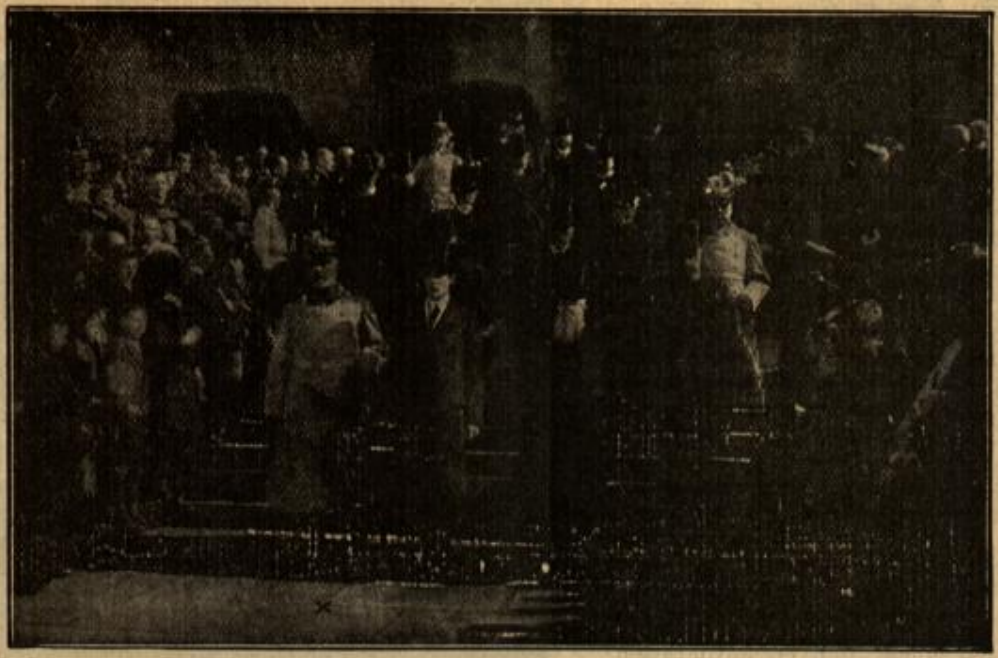
„Mutter, höre mich. Ilse ist keine Theaterdame. Laß mich ihre Geschichte erzählen, vielleicht urteilst Du dann anders. Willst Du hören?“

Frau Bracht antwortete nicht. Sie blickte trübe vor sich hin. Sans Joachim nahm ihre eiskalten Hände zwischen die seinen: „Ilse von Gerlach stammt aus einer alten rheinischen Freiherrnfamilie. Ihr Stammbaum reicht bis ins 16. Jahrhundert zurück. Das würde ich nicht erwähnen, wenn ich nicht wüßte, daß Du Wert darauf legst. Das Familiengut liegt in der Nähe von Andernach, es ist Majorat. Durch leichtsinnige Groß- und Urgroßeltern Ilses ist das Erbgut aber so überschuldet, daß für Ilses Eltern kaum zu leben geblieben ist. Von seiner frühesten Jugend an kämpft dieser prächtige, wahrhaft adlige Mann mit dem widrigen Schicksal. Er will seinen Kindern eine bessere Zukunft sichern. Leider ist der Kampf ohne flüssige Kapitalien schwer. Die intensive Bewirtschaftung des Gutes wäre ihm nur möglich, wenn er moderne Maschinen und sonstige Hilfsmittel anwenden könnte. Dazu fehlen aber die Mittel. So mühte sich der Mann ein halbes Menschenalter



Kapitän Lübeck, der heldenmütige Kommandant der „Dresden“.

Kapitän Lübeck, der Kommandant der in den Grund behohrten „Dresden“, hat durch seine kühnen Taten der englischen Handelschiffahrt enormen Schaden zugefügt, bis sein Schiff der Uebermacht der Feinde zum Opfer fiel.



Von der Hundertjahrfeier vor dem Bismarckdenkmal in Berlin.

Die Fürstlichkeiten schreiten die Freitreppe des Reichstagsgebäudes zum Denkmal herab. Von links nach rechts: 1. der Reichskanzler von Bethmann-Hollweg, 2. der Enkel des Fürsten, der jetzige Fürst Otto v. Bismarck, 3. der Präsident des Reichstags Geheimrat Kämpf und dahinter die Minister und Staatssekretäre.

vergebens für die Sünden seiner Vorfahren. Er kommt von den Schulden nicht los, auch ist die Familie groß geworden und kostet Geld. Ilse ist von acht Kindern die zweitälteste. Der Älteste ist Landwirt und erhebt dem Vater einen Inspektor.

Er hat die zähe Natur des Vaters. Der dritte ist Offizier. Ilse hat ihm die Erfüllung dieses Lieblingswunsches ermöglicht. Damit komme ich zu den Gründen, die Ilse bewogen haben, Sängerin, Bühnenkünstlerin zu werden.

Ilse ist ein kluges, geistvolles Geschöpf. Sie hat viel gelernt, viel mehr, als Mädchen ihres Standes zu lernen pflegen. Sie ist in der Familie eines berühmten Professors in Bonn erzogen worden, eines Jugendfreundes von Herrn von Gerlach.

Dadurch ist Ilse in einem Kreise kluger, guter, großdenkender Menschen aufgewachsen. Sie ist selbst klug, gut und großdenkend geworden. Der Professor, ein leidenschaftlicher Musikfreund, hat auch den Schatz entdeckt, der in Ilse's Kehle schlummerte. Er hat sie ausbilden lassen. Auf seine Kosten hat sie das Dresdner Konservatorium besucht.

So ist Ilse denn Bühnenkünstlerin geworden. Das Mädchen wollte das seinige dazu beitragen, ihrem versorgten und verarbeiteten Vater die Last ein wenig zu erleichtern. Sie selbst ist bedürfnislos wie eine Asketin. Seit anderthalb Jahren, so lange ist sie unter glänzenden Bedingungen an der Dresdner Oper angestellt, bezahlt Ilse für den Vater einen großen Teil der Schuldsinsen, die auf dem Majorat ruhen.

Der jüngere Bruder, Ilse's Liebling, ist seit einem Jahre Offizier. Das Mädchen ermöglicht ihm die Karriere, indem sie den nötigen Zuschuß leistet. Ist Ilse von Gerlach eine Bühnenkünstlerin, eine Theaterdame, Mutter? Ist sie Deines Aeltesten unwürdig?

Frau Bracht schwieg. In ihrem Gesicht arbeitete es heftig. Hans Joachim drang nicht in die erregte Frau, er wollte die Mutter den Kampf mit ihrem Vorurteil, das, wie er nun wußte, nicht grundlos und unberechtigt war, auskämpfen lassen.

Nach einer Weile hob die Mutter den Kopf und sah dem Sohne lange in die Augen: „Lasse mir Zeit, Hans Joachim. Es ist vieles auf mich eingestürzt. Ich muß mich erst selbst wiederfinden.“

„Liebe, liebe Mutter!“ Hans Joachim blickte in warmer Liebe in das blasser Gesicht der Mutter.

„Lasse mir Zeit, Hans Joachim,“ wiederholte die Frau nochmals. „Ich kann jetzt nicht reden, kaum denken. Mir ist es wie ein Traum. Ein böser, quälender Traum, aus dem es hoffentlich ein schönes Erwachen gibt. Nur rede mir heute nicht mehr davon, Hans Joachim,“ wehrte sie ängstlich ab. „Später, wenn Du ganz gesund bist. Dann wollen wir leidenschaftslos nicht reden, sondern handeln.“

Frau Bracht strich dem Sohne über die heiße Stirn. Mit echt mütterlicher Sorge legte sie ihm die Rippen zurecht. Ueber ihrer großen Enttäuschung vergaß sie doch nicht die kleinen, liebevollen Sandreihungen, durch die das Weib sich dem Manne unentbehrlich macht. Sie reichte ihm frisches Wasser und kühlte seine Stirn. Wie man zu einem weinenden Kinde spricht, sagte sie dann leise und zärtlich: „Nun schlafe ein wenig, mein lieber, großer Junge.“

Während Frau Bracht sich mit ihrem Sohne aussprach, ließ Bracht auf der Terrasse sitzen. Er hatte die Stirn in seine Hand gestützt und dachte über die Ereignisse der letzten Wochen nach. Wie war Hans Joachim doch so ganz anders geartet als seine Eltern. Und doch hätte er den Jungen nicht anders haben mögen. Gerade, weil ihm selbst das Tiefe, Innerliche im Wesen abging, schätzte er es an seinem Aeltesten um so mehr.

Wenn Hans Joachim die schöne, goldhaarige Sängerin lieb gewonnen hatte, dann gab es für Bracht keinen Zweifel mehr, daß sie seine Liebe verdiente. Nur eins war Bracht nicht klar: Wie kam es, daß der so wenig leichtfertig veranlagte Hans Joachim die Sängerin liebte und trotzdem die Kusine küßte? Vielleicht war es nur Mitleid gewesen. An der Liebe seines Sohnes zu der schönen Sängerin zweifelte Bracht nicht mehr.

Bracht dachte an seine eigene Jugendzeit zurück; es war ihm nicht leicht gemacht worden, seine Hildegard heimzuführen. Die Eltern des Mädchens sträubten sich gegen die Verbindung mit einem Bürgerlichen. Sie hatten für die Tochter bereits gewählt. Trotzdem hatte Bracht alle Hindernisse siegreich überwunden.

Bracht wurde ganz weich, als er der schweren und doch so schönen, fernen Zeiten gedachte. Er gelobte sich selbst, seinem Jungen beizustehen.

Nur Elenore! Was sollte mit dem Mädchen werden? Wie würde das arme Ding die Enttäuschung überwinden?

Das Mädchen mußte ja nun erfahren, daß Hans Joachim nicht mehr frei war. Er wollte es ihr in schonender Weise beibringen.

Was man zu tun sich vorgenommen hat, soll man gleich tun. Bracht erhob sich, um Elenore zu suchen. Doch als er ins Haus treten wollte, sah er ihr helles Kleid im Garten. Sie kam direkt auf die Terrasse zu: „Guten Morgen, Onkel. Das war eine böse Nacht. Ich habe von dem Mädchen schon alles gehört und wollte mich nach Hans Joachims Befinden erkundigen. Doch die Tante war gerade bei ihm, deshalb wollte ich nicht stören. Sie hatten ein ernstes Gespräch zusammen. Dar- aus schloß ich mit Freude, daß Hans Joachims heldenhaftes Rettungswerk für ihn selbst ohne ernste Folgen geblieben ist.“

Bracht sah das Mädchen nachdenklich an. Elenore war blaß, um die Augen lagen dunkle Schatten. Das kam gewiß von der Herzensangst, die sie um den Geliebten ausgestanden hatte. Das arme Ding! Besser er machte schnell ein Ende mit Schrecken, als es blieb ein Schrecken ohne Ende.

„Hans Joachim geht es leidlich gut, Elenore. Er hat viel Rauch geschluckt, auch einige kleine Brandwunden davongetragen und muß daher heute noch das Bett hüten. Er ist recht schwach, aber morgen wird er hoffentlich wieder wohlau sein.“

„Das freut mich, freut mich von Herzen, Onkel. Ich hatte mich recht um ihn geängstigt.“

„Armes Kind.“ Bracht sah Elenore mitleidig an. „Du hast Joachim gewiß lieb?“

„Ja, lieber Onkel. Ich hatte ihn schon immer gern. Seit gestern aber habe ich ihn lieb gewonnen.“

„Armes Kind!“

„Warum nennst Du mich schon zum zweitenmal armes Kind, Onkel?“

„Sieh mal, Elenore, das Leben spielt uns oft seltsam mit.“ Bracht stockte und suchte nach Worten. Es war doch nicht so leicht, einem schönen, warmblütigen Mädchen klar zu machen, daß der eigene Sohn bereits eine andere liebte. — „Wir Männer glauben zuweilen, ein Mädchen gern zu haben, während wir doch schon eine andere lieben. Die Umstände spielen dabei eine große Rolle. So ein warmer, wonniger Sommerabend hat schon manches Unglück angerichtet.“

„Ich verstehe Dich nicht, Onkel. Warum erzählst Du mir das alles?“

„Du wirst mich gleich verstehen. Bei dem Zauber einer solchen Sommernacht sind wir zuweilen unserer Sinne nicht mächtig. Das Blut fließt heiß zum Herzen, und ein Kuß ist schnell gegeben, von dem das Herz aber doch nichts weiß. Du darfst es also nicht so ernst nehmen, Elenore.“

Des Mädchens Augen waren angstvoll auf den Onkel gerichtet: „Um Gotteswillen, Onkel, was willst Du mir eigentlich sagen? Was weißt Du denn? Sprichst Du von ihm? Hat er sich Dir anvertraut? Hat er Dich beauftragt, mir — Onkel, ich bitte Dich, sage mir alles, damit ich klar sehe. Du ängstigt mich.“

Bracht wandte sich verlegen auf seinem Stuhl: „Beauftragt hat er mich nicht, Kleine, aber ich weiß alles. Armes Kind. Ihr habt Euch eben getäuscht, und Du wirst es verwinden.“

„Onkel, ich kann das alles nicht fassen. Erst gestern schrieb er mir, daß er mich treu und innig liebe, und daß er hoffe, alle Hindernisse zu beseitigen. Und Du sagst mir, daß er mich nicht liebe, daß er Dich aber auch nicht beauftragt habe, mir das zu sagen. Du treibst doch keinen Scherz mit mir? Das wäre grausam.“

„Kind, wie kannst Du das von mir denken. Ich meine es gut mit Dir und nur deshalb entschloß ich mich, Dir alles zu sagen.“

„Alles? Um Gotteswillen, Onkel, so sage mir doch endlich alles! Du siehst, wie mich die Ungewißheit quält und peinigt. Hast Du denn kein Mitleid mit mir? Woher weißt Du, daß er mich nicht mehr liebt oder überhaupt nicht geliebt hat?“

„Höre mich an, mein liebes Kind! Er liebt die schöne, blondhaarige Sängerin von der Oper, liebte sie sicher schon, ehe Du nach Brachthof kamst.“

Elenore starrte mit weit aufgerissenen Augen auf Bracht, ihre Brust wogte stürmisch und ihr Atem flog: „Onkel, das ist nicht wahr! Das glaube ich nie und nimmer. Wer es Dir erzählt hat, der lügt.“

Bracht wurde es bange, als er die leidenschaftliche Erregung des Mädchens sah. Der Mission war er doch nicht gewachsen. Er bedauerte tief, daß er den Helfer und Tröster in einer Herzensangelegenheit spielen wollte, von der er nichts verstand. Erleichtert atmete er auf, als seine Frau in diesem Moment auf die Terrasse trat. Mit einem lauten Aufschluchzen warf sich Elenore der überraschten Tante an die Brust: „Tante, liebe Tante, ich bin so unglücklich.“ (Schluß folgt).

Vor dem Schulhaus in dem Vogesenneß über der Grenze stand noch immer der Winter und holte einen Sack Federfloeden nach dem andern aus den Wolken herab. Zehn volle Schod hatte er schon ausgeschüttet, und noch immer tanzten und wirbelten die Floeden über die Bergstraße, stopften die Gräben und Granatlöcher zu und hängten sich an die Tannen, die wie silbergepanzerte Ritter an den Höhen standen.

In der Schulmeisterstube um den eisernen Ofen hatten die Herren vom Divisionsstab es sich behaglich gemacht. Bei glühwarmem Punsch und qualmenden Liebeszigarren plauderte man in den Abend hinein von den kleinen Ereignissen, die der heutige Tag gebracht hatte.

„Natürlich,“ fuhr der Adjutant des Divisionärs in seiner Rede fort, „von uns glaubt keiner an die blöde Gespenstergeschichte; die Leute in den Schützengraben aber behaupten nun schon seit einer Woche, daß sie ihn Nacht um Nacht gesehen haben.“

„Den toten Franzosen im Drahtverhau oder den Schatten?“ lachte der Kommandierende und nahm bedächtig einen Schluck aus dem dampfenden Glas.

„Beides, Erzellenz. Das Schattengebilde, oder wie man es nennen will, soll jedesmal um Mitternacht bei dem Erschossenen auftauchen, über das Gefechtsfeld gegen die deutschen Stellungen schweben und dann in den Tannen verschwinden.“

Der Kriegsgerichtsrat, der während seiner Studentenzeit Edgar Allan Poe und Maupassant gelesen und trotz allem Kritizismus eine gewisse Neigung für spiritistische Dinge hatte, war Feuer und Flamme. „Wie wär's, Herr Rittmeister, wenn wir der Sache heute nacht auf den Grund gingen? Bei diesem Wetter ist ein Angriff französischerseits kaum zu erwarten. Wir haben also Ruhe, das Gespenst uns in aller Ruhe zu betrachten.“

Dem Rittmeister kam der Vorschlag gelegen. Als Führer der Provianttransporte, die auf Maultieren und Eseln bis in die vordersten Stellungen geleitet wurden, war er schon oft des Nachts durch das unwegsame Gelände gekommen. Es konnte nichts schaden, wenn er das harmlose Abenteuer mit einer Art Inspektion verband.

„Wenn die Herren gehen wollen, so bitte ich morgen um Ihren Bericht,“ beschloß der Kommandierende das Gespräch; „der Fall interessiert mich psychologisch, weil er mir Aufschluß gibt über die Stimmung meiner Leute vorm Feind.“

Die beiden Offiziere traten nach einer Weile in die Nacht hinaus.

Das Schneetreiben hatte aufgehört. Ein scharfer Nordwest drängte sich an die Herren und biß sich in ihren Gesichtern fest, so daß sie die Wollkappen dicht über die Backen zogen.

Gleich hinter dem Dorf mit seinen wenigen Häusern ging es den Berg hinan. Der sonst zur Höhe führende Weg war zugeschnitten. Nur die formlosen Büsche zur Rechten und Linken, die wie Zwerge in Pelzkutten über dem Boden kauerten, gaben notdürftig die Richtung an.

Der Rittmeister hatte die Taschenlampe aus seinem Mantel genommen und ließ den blizenden Lichtkegel über der Schneedecke spielen. „Vergnüglich ist die Sache nicht gerade. Wenn's nicht des Dienstes wegen wäre, auf die Gespenstsuche könnte ich schon verzichten. . .“

Dem Kriegsgerichtsrat machte das nächtliche Wandern dagegen Spaß. Der Krieg hatte mit eisernem Griff ihn aus seiner städtischen Anwaltsstube in die Vogesen geschoben, die er sonst nur an blauen Sommertagen vom Auto aus sah. Nun stapfte er hinter dem Kameraden durch den stäubenden Schnee und bestaunte die Herrlichkeiten der weißen Winternacht.

Nach einer Stunde war der erste Posten erreicht. Der Mann trat lautlos unter den Tannen hervor und erstattete Meldung: „Posten Nummer Eins. Nichts Neues vom Feind.“

Bald kamen die ersten Schützengraben, die eine der Paßstraßen schützten. Ueberall waren Wachen aufgestellt.

In einem geräumigen Verschlag zwischen Fichten und Felsblöcken lagen die Lasttiere auf frischem Stroh. Mächtige Schneewände bildeten einen natürlichen Schutzwall gegen Kälte und Wind.

Ein Offizier-Diensttuer trat den Ankommenden entgegen.

„Wir müssen zur äußersten Stellung. Haben Sie Meldung von dort?“

„Die letzte telephonische vor fünf Minuten. Alles ruhig vorm Feind.“

Zimmer dichter zog der Forst seine weißen Mänschen um die beiden Offiziere. Neue Schützengraben und Unterstände folgten. Durch das Gewirr der Stacheldrähte und Holzverhaue wurden sie von Mannschaften geleitet, die wegen der näher rückenden feindlichen Linie ihre Meldungen und Auskünfte nur flüsternd gaben.

Der Rittmeister wurde besserer Laune. Hier oben sah es trotz des Hundewetters vortrefflich aus. Alle Posten zur Stelle und, wie es schien, in der rechten Stimmung. Das wollte er morgen in seinem Bericht für Erzellenz besonders hervorheben.

Die letzte Feldwache hinter dem äußersten Graben wurde nach 11 Uhr erstiegen. Der Nachhabende, ein Kamerad des Rittmeisters aus der Garnisonstadt über dem Rhein, lud die Herren zu sich in seine Erdhöhle. „Der Grog ist schnell heiß und an trockenem Holz für den Ofen im Bau fehlt's auch nicht. Wollen Sie eintreten?“

Lachend lehnte der Rittmeister ab. „Ueber alles der Dienst, mein Lieber, und dann“ — seine Stimme nahm einen drollig-geheimnisvollen Klang an — „dann wollen wir erst mal Ihren seltsamen Schatten betrachten, den unser Gerichtsrat heute unter die Lupe nehmen soll.“

„Da werden Sie Mühe haben, Herr Doktor. Ich habe das Teufelsgespenst schon zweimal gesehen und nicht das mindeste feststellen können. Das kommt heran, schlüpft durch die Drähte und geht über uns weg in den Wald. Der Henker hole mich, wenn ich flunkere.“

Im Graben oben war alles wach. Mann an Mann unter Gewehr. Nur die Ablösungen stecften in ihren Unterständen und schliefen.

Keine vierhundert Meter davor lag die französische Stellung wie ein langes weißes Grab. Auch dort alles scheinbar in Ruhe und Frieden.

In den Verhaue zwischen den beiden Linien wurde bei stärkerem Zusehen etwas Unbestimmtes, Dunkles über der Schneedecke sichtbar. Der diensttuende Leutnant gab Auskunft. Das war die Leiche des Franzosen, der vor etwa vierzehn Tagen bei einem Angriff gefallen war und seitdem in den Drähten hing. Niemand wollte den armen Burschen holen, weil jede Seite die feindlichen Augen fürchtete.

„Und Feuer Schatten?“

„Den werden Sie bald selber sehen.“ Im Schutz der Grabenwände öffnete der Leutnant eine Laterne und beleuchtete die Uhr an seinem Handgelenk. „Noch zehn Minuten bis Mitternacht. Der Spuk kann gleich beginnen.“

Der Kriegsgerichtsrat hatte sich mittlerweile im Graben so weit wie möglich vorgeschoben und blickte mit wachsender Spannung zu dem toten Franzosen hinüber. Zu sehen war nicht sehr viel bei dem matten Schneefeld. Der Körper hing als klumpige, dunkle Masse im Schneefeld. Die Beine mußten beim Todessturz sich wohl in den Drähten verfangen haben, während der Rumpf nach unten lag und teilweise verschneit war.

Eben wollte der Kriegsgerichtsrat mit Hilfe seines Prismenglasses weitere Einzelheiten feststellen, als unter dem leblosen Körper plötzlich etwas emportauchte. Wie Rauch von einem unsichtbaren Feuer, nur fester und geschlossener, stieg es vom Boden auf und verhüllte den toten Mann für Augenblicke. Dann löste es sich von der Leiche los, schwebte und zitterte in den Drähten, duckte sich nieder wie ein scheues Tier und kroch in seltsamen Windungen gegen den deutschen Graben.

„Rittmeister, sehen Sie's auch? Die Sache stimmt wirklich.“

Der Rittmeister antwortete nur mit einer stummen Bewegung.

Und immer näher kam der gespenstige Schatten. Schon hatte er die Größe eines Wolfshundes, dem er auch sonst an Form und Bewegungen glich. Eine der Büchsen in den Drähten, die als Alarmglocken den anschleichenden Feind melden sollten, begann leise zu klirren.

Der Kriegsgerichtsrat hörte ganz deutlich den Laut. Es klang, wie wenn harte Knochen in einem Blechtopf geschüttelt werden. Mit jeder Bewegung des rätselhaften Schattens nahm das Klirren und Klappern zu. Jetzt sah der Beobachter durch das Glas, wie die Drähte ganz nahe bei seiner Stellung zu zittern begannen.

„Lassen Sie doch einmal schießen, Herr Leutnant, Viel-



Die Witwe. Nach dem Gemälde von A. Kenopa.

leicht ist's ein Raubwild, das sich ein Stüd von Ihrem toten Franzosen geholt hat."

Als wäre die vorsichtig geflüsterte Aufforderung im feindlichen Schützengraben gehört worden, wurde es drüben bei den Franzosen lebendig.

Der Kriegsgerichtsrat sah deutlich die schwarzen Gestalten über dem Schneewall und suchte sich eilig in Deckung zu bringen.

Im gleichen Augenblick prasselte ein toller Geschosshagel über die Deutschen hin. Die Kugeln warfen flüchtig die lockeren Schneemassen auf und rissen Aeste und Zweige von den rückwärts stehenden Tannen.

Auf deutscher Seite wurde das Feuer sofort erwidert. Ein Schwirren und Pfeifen war in der Luft, als wären tausend lustige Vögel im Winterwald aufgewacht.

Zehn, zwölf Minuten währte das Schießen; dann wurde es wieder still. Nur dicke Rauchsquadren über dem Schneefeld zeugten noch eine Weile von dem nächtlichen Kugelschwechsel.

"Nun, Kriegsgerichtsrat, was sagen Sie? Die dummen Kerle da drüben haben nun doch unseren Schatten verschluckt."

Der Rittmeister sah sich nach seinem Begleiter um, den er während des Gefechts nicht mehr beachtet hatte.

"Nat, Mann des Gerichts, wo stehen Sie denn?"

Der Leutnant kam mit dem Licht zu Hilfe.

Da lag der Gefechtsort, keine sechs Schritt weit, im beschneiten Graben mit ausgestreckten Armen. Ein Querschläger war ihm in die linke Schläfe gedrungen und hatte die Schädeldecke zertrümmert. Der Tod mußte auf der Stelle eingetreten sein. Auf dem feinen, flüchtigen Gesicht lag noch die Spannung, mit der er den nächtlichen Spuk verfolgt hatte.

Der Rittmeister beugte sich langsam über den Toten. "Ob er nun wohl das Rätsel gelöst hat, dem er so eifrig nachging? Das Rätsel des — Schattens?"

"Gelöst vielleicht, Herr Kamerad, verraten aber wird er es keinem von uns . . ."

Gescheitert.

(Fortsetzung.)

Roman von Viktor Gelling.

(Nachdruck verboten.)

"Und Gott hörte ich, wie er sagte: 'Aber ich muß doch liebenswürdig sein; und außerdem hat sie sich ja schon empfunden. Also keine Szenen!' Ist das genug?"

"Ein toller Kerl!"

"Der versteht's! Unglück im Spiel —"

"Ja, dabei habe ich ihn bewundert. Mit welcher Kaltblütigkeit er neulich verloren hat. Es war eine ordentliche Summe. Und als er wegging, keine Spur von Ärger!"

"Wst — da kommt ja Müllers. Er führt heute die Schwadron, da der Rittmarshausen sich nun wohl oder übel krank gemeldet hat. Ich fand Müllers gestern recht nett. Auch Suse Röchling fand ihn famos. Meine Antipathie ist im Schmelzen. Er hat seine guten Seiten, dieser — homo novus."

"Noch bei der Siesta? Morgen, meine Herren! Ist der gestrige Abend gut bekommen?"

"Danke, es macht sich!"

Ein langgezogenes Signal! Von Schwadron zu Schwadron wurde es aufgenommen. "Aufpassen!"

Im Nu waren alle an den Pferden und schwangen sich in den Sattel. Die Regimentskapelle setzte sich an die Fete, und die Schellen, das Privileg der Kapelle, spitzten die Ohren.

"Also auf Wiedersehen, meine Herren!" rief Müllers den beiden Wellenfittichen zu. "Ich erfahre eben, daß der Kommandeur anschließend Offiziersbesprechung abhält."

"O weh!" Wie aus einem Munde riefen es Brittwitz und Reinsdorf. "Schon faul!" Solche Besprechungen bedeuten selten etwas Gutes. Etwas hat jeder Mensch auf dem Korbholz, und wenn's bloß eine militärische Unterlassungssünde war — oder sollte der Kommandeur, der so verdammt gute Augen hatte, wieder einmal einen der Jüngeren oder Jüngsten in Zivil "gefaßt" haben? In diesem Punkte verstand Oberst Dürr leider keinen Spaß. Nun, man würde ja sehen! —

Vor der Hand kam das Signal zum Antraben. Die Regimentsmusik hob ihre silbernen Fanfaren. Schmetternd klang der Prinz Soubise-Marsch über den weiten Plan. Und unter den Klängen dieses Reitermarsches, den die Vierten Schlesischen Nr. 7 als einziger Truppenteil in der Armee führten und der ihnen durch allerhöchste Order für alle Zeiten verliehen war, setzten sich die Bäume in Trab. Eine Phalanx von Lanzen schimmerte in der Sonne.

"Eskadron — Galopp!" Oberst Dürr hatte den Säbel gehoben. Und nun wogten und brausten die Bäume herauf. Kopf an Kopf, Hals an Hals, Sattel an Sattel, in gleichem Galoppsprung, die Rüstern vorgestreckt, schoben sich die Rosse der Graf Schütz-Drögoner vorwärts.

Oberst Dürr konnte auf seine Reiter stolz sein. Es war ein hochgemutetes Regiment, das seinem Namen von gutem Klang Ehre machte und überall Ehre eingelegt hatte, wo es sich gezeigt hatte. Goldschimmernd, weißglänzend die Führer voran. Der purpurchleuchtende Kragen der siebenten Drögoner hatte ihre stolze Uniform zu einer der kleidsamsten der Armee gemacht. Ihre Träger aber, die Offiziere, zeichneten sich durch Haltung und gute Figuren aus. Jede Parade der Graf Schütz-Drögoner war auch eine Parade der Schönheit, der Kultur, von Jugend, von Anmut, von Frische.

"Es lag Schmiß darin!" hatte Majestät sich geäußert, als das Regiment beim letzten Kaisermanöver vorüberbrauste.

Oberst Dürr hatte die Herren zur Kritik rufen lassen. Salutierend hielten sie den Säbel gesenkt.

"Bitte rühren, meine Herren! — Der Parademarsch war einwandfrei. Ich freue mich, dies auch heute wieder feststellen zu dürfen. Eine Ungleichmäßigkeit im Abstand der dritten Eskadron wurde im letzten Moment geschickt beseitigt — ein gewagtes Manöver, das aber in diesem Falle glückte. Die Handhabung der Bügelführung der Leute war tadellos. Ich kann damit die heutige Kritik beenden und muß Ihnen, meine Herren, nur noch eine Mitteilung machen, die Sie mit demselben Bedauern aufnehmen werden, wie ich: Rittmeister von Reichenhausen-Rittmarshausen ist erkrankt und wird uns auf längere Zeit verlassen. Ich werde die Eskadron mit einem Stellvertreter besetzen und hoffe, daß sich Rittmeister von Reichenhausen recht bald wieder erholt. Sie, Herr Oberleutnant Müllers, bitte ich, jetzt die Schwadron nach Hause zu führen. Ich habe mit den andern Herren noch eine Besprechung."

Müllers salutierte, wandte sein Pferd und galoppierte davon.

"Meine Herren," fuhr der Kommandeur fort, "die Erkrankung unseres lieben Reichenhausen ist seelischer Natur. Der Stabsarzt hat ein sofortiges Ausspannen für unbedingt nötig gehalten. Wie lange aber diese Gemütsdepression anhalten wird, kann ich nicht sagen. Sie kann in vier Wochen behoben sein, sie kann aber auch ein Vierteljahr oder gar länger dauern. Immerhin macht sich eine längere Schwadronsführung nötig. Ich wünsche, daß die Eskadron in dieser Zeit in einer Hand bleibt. Ich sehe deshalb davon ab, Ihnen, Herr Oberleutnant Deef, die Schwadron zu geben, da Sie in vierzehn Tagen ein Kommando bei der Gardekavalleriedivision antreten werden. Ich habe nun die Wahl zwischen Ihnen, Herr Oberleutnant von Reichenhausen, und Oberleutnant Müllers. Der letztere trägt noch nicht unsere Uniform, er ist aber der dem Offizierspatent nach Ältere. Vornehmlich aus diesem Grunde, dann aber auch, weil mir nicht entgangen ist, daß Oberleutnant Müllers die Schwadron Reichenhausen so gut wie geführt hat, und zwar zu meiner Zufriedenheit, ist meine Wahl auf ihn gefallen. Sie, lieber Gott, dürfen sich dadurch in keiner Weise zurückgesetzt fühlen. Ihnen allen, meine Herren, möchte ich aber bei dieser Gelegenheit eine Frage vorlegen: Wie denken Sie darüber, wenn ich Oberleutnant Müllers sofort zur endgültigen Versetzung einbehalte? Der Termin ist früh. Die Ereignisse aber rechtfertigen ihn. Die Entscheidung — für oder wider — liegt in Ihren Händen, meine Herren."

Eine Stille folgte den Worten des Kommandeurs. Man sah sich gegenseitig an. Brandenburg schüttelte, hinter dem Obersten haltend, langsam den Kopf.

"Bitte, besprechen Sie sich ruhig, meine Herren!"

Die Eskadronschefs waren sich einig. Sie hatten nichts gegen die Wahl einzuwenden. Die jüngeren Offiziere blickten gespannt auf Gott von Reichenhausen. Der hatte noch vor acht Tagen im Kasino erklärt, er sei gegen eine Wahl des pp. Müllers.

Rittmeister von Wagner meldete dem Oberst, daß von seiten der Eskadronschefs keine Bedenken beständen, die Versetzung des Oberleutnants einzuleiten.

„Und Sie, meine Herren Oberleutnants und Leutnants?“
„Herr Oberst gestatten, daß Oberleutnant Goh für uns
alle spricht,“ meldete Brandenburg.
„Bitte sehr!“
Fedor räusperte sich ein wenig, legte die Rechte an den
Helm und sagte: „Soweit ich die Herren verstanden habe, sind
alle mit mir der Ansicht, daß gegen die Wahl des Oberleutnants
Müllers ganz und gar nichts einzuwenden ist!“ — — — — —
„Was war denn nur in Goh gefahren?“ fragte man sich
auf dem Nachhausewege.
„So was von „Umsfallen“ ist noch gar nicht dagewesen.“
„Ich verstehe das einfach nicht,“ erklärte Brandenburg.
Oberleutnant Deef lächelte. Er schwieg aber. Er hatte
eine Ahnung, wie es so plötzlich gekommen war, daß Goh von
Reichenhausen „so weiches Wachs“ geworden.
Vor acht Tagen war Fedor bei ihm, bei Deef, gewesen, und
hatte ihn zur Begleichung einer unaufschiebbaren Schuld um
ein größeres Darlehen gebeten. Es war von der Summe von
zehntausend Mark die Rede gewesen. Deef hatte abgelehnt.
Christian Deef erfuhr zwei Tage später, daß die Spiel-
schuld von Fedor auf Sella und Pfennig bezahlt sei. Lipinsky,
der glückliche Gewinner, hatte in seiner freudigen Ueberraschung
dieses Ereignisses Erwähnung getan.
Deef ging nicht fehl, wenn er jetzt annahm, daß Goh bei
Oberleutnant Müllers ein geneigtes Ohr gefunden hatte.
„Ich muß sagen,“ sagte Lipinsky, „mir hat die Erklärung
von Goh gefallen. Wenn ich auch die inneren Gründe, die seine
Befehrsung veranlaßt haben, nicht kenne und verstehe, so achte
ich sie doch.“
„Lange wird die Befehrsung nicht anhalten,“ sagte Graf
Trosch. „Ich kenne meine Wappenheimer.“

9.

„Ich bin's,“ sagte Fedor, eintretend. Frau Silda eilte ihm
entgegen.
„Ich habe Dich schon erwartet.“
„Ging nicht, meine Liebste. Wir haben jetzt ewig Regi-
mentsexercizien. Außerdem ist dieser Oberst Dürr in den Pa-
rademarsch verliebt und übt ihn bis zur Verdünnung. — Hat
Dein Mann Dir schon geschrieben?“
„Nein. Er soll das auch wenig. Er soll einmal aus allen
bekannten Verhältnissen heraus, hat der Arzt gesagt. Ich bin,
als wir auf dem „Weißen Hirsch“ bei Dresden eingetroffen
waren, sofort zurückgefahren. Auch das hielt dieser Geheimrat
Leuscher, oder wie er heißt, für das Richtige. Außerdem wird
Egon glänzend von seinem Diener Seidel versorgt. Dieser
Mensch hängt ja mit abgöttischer Liebe an ihm, ist in Rittmars-
hausen geboren, mit ihm aufgewachsen.“
„So wäre also alles in Ordnung! Und was hast Du für
Pläne?“ Er zog sich den Schaukelstuhl an Sildas Divan her-
an. „Du wirst doch nicht gleich ausreisen, mein Liebling?
Jetzt, wo wir uns das erstemal frei und los und ledig von aller
Bedormundung und Beobachtung wissen?“
Ihre Augen leuchteten. Er merkte, wie sie ihn liebte, wie
stark das Glücksgefühl in ihr war.
„Bleibe,“ sagte er, „ich werde Dich mit Liebe überschütten.“
Ja, ihr Herz war voll, und das Glücksgefühl wollte dieser
irrenden Frau fast die Brust sprengen. Sein Gesicht kam dem
ihren nahe, ganz nahe, daß sie zusammenfuhr und das Weiße
seiner Augen um die dunklen, faszinierenden Pupillen glänzen
sah.
„Fedor!“ rief sie leise. „Ich bleibe bei Dir — so lange
ich kann.“
„Famos, Silda, famos! Du gehst also nicht nach dem
furchtbaren Falkitten!“
Er hörte, wie ihr Herz laut hämmerte. Seine Hände
tasteten ihr entgegen. Aber sie wehrte ihm sanft.
„Lange geht es nicht. Es ist — wir müssen Rücksicht neh-
men. Die Leute, das Regiment!“
„Was kümmert uns das Regiment?“
„Beddy, sei vernünftig. Ich habe einen anderen Plan.
Ich habe an Asta Felsen geschrieben. Ich werde mit ihr ver-
reisen.“
„Aber morgen und übermorgen doch noch nicht?“
„Übermorgen noch nicht,“ gab sie leise zurück. —
Wenn jetzt Fedor Reichenhausen ins Haus trat, ward ein
farbenreicher, glückverklärter Traum zur Wahrheit.
Er sagte sich einmal um das andere: „Wie schön sie ist!“
Auf weiteres ging sein Denken nicht ein.

„Und Sie trant das Leben wie tollkühnen Champagner. Sie
war rettungslos in ihn verliebt. Es summt, tönte und klang
in ihr. War er gegangen, so sehnste sie sich in erneutem, glut-
heißem Liebesbrennen nach dem Morgen.
Und war er da, schloß er seine Arme um sie, so eng und
dicht, dann begann der Rausch von neuem.
Ein Taumel war's. Keiner von beiden konnte sich dessen
erwehren.
Nicht Fragen oder Anklagen oder Selbstqual war mehr in
ihr laut. Sie war ihm ganz hingegeben. In seinen Armen
vergaß sie die Welt. —
Eines Tages war er es, der zur Vorsicht mahnte.
„Die Spaziergänge,“ meinte er, „sollten wir ganz ein-
stellen. Ich habe das unklare Gefühl, daß uns der und jener
im Regiment beobachtet. Hat Frau von Felsen die Abreise
nun festgesetzt?“
„Sie wartet nur auf meine Entschließung. Wir haben
uns für Heiligendamm entschieden.“
„Und Asta Felsen ist noch in Seeburg?“
„Ja, sie und ihre Schwester.“
„Dann, ma chérie, wäre es das beste, wir führen einmal
hinaus. Wenn wir uns unter den Leuten zeigen, kann das
nichts schaden. Die Menschen sehen dann, daß wir keine Heim-
lichkeiten haben.“
„Wie Du denkst. Wir können noch heute fahren. Oder
willst Du reiten?“ sagte Silda.
„Gut, reiten wir! Ich werde um drei hier sein. — Und
Du legst es doch nicht falsch aus, Liebling, daß ich es jetzt bin,
der auf die Abreise drängt?“
„Nein,“ sagte sie leise.
„Und Du wirst die Trennung aushalten?“
Sie hielten sich umarmt.
Als er aus der weißen Villa trat, begegneten ihm Branden-
berg und Leutnant von Plehberg.
Es war ihm peinlich. Es war wirklich gut, daß Silda nun
Anstalten zur Abreise machte. Schließlich mußte eben alles
auf Erden Maß und Ziel haben. Dem Gerede mußte von
vornherein die Spitze genommen werden. An ihm sollte es
nicht liegen. Er war kein Freund von allzu tiefen Verhält-
nissen. Er würde sich eben einen Ruck geben müssen. An eine
Scheidung Sildas von ihrem Gatten war nicht zu denken. Silda
hätte das vielleicht getan. Sie liebte Fedor wahrhaftig, mit der
ganzen Glut ihres Herzens. Bei ihm war das anders. Bei
ihm stellten sich — und wenn noch ihre leidenschaftlichen Küsse
auf seinen Lippen brannten — Erwägungen ein.
„Ich bin eben eine utilitaristische Natur,“ sagte er zu
sich selbst. „Meine Natur will das so, daß ich das Nützliche mit
dem Angenehmen verbinde. Wenn Silda sehr reich wäre, wäre
die Sache vielleicht anders. Aber sie hängt ja von ihrer Mutter
ab, und diese lebenswürdige Gräfin Demmin-Wolmirstadt
gibt ja ihrer Tochter kaum acht Tausend Apanage. Mit acht
Tausend aber ist mir nicht geholfen.“
Nein, der Gedanke, daß er einen ernstlichen Schritt gehen
würde, daß er vielleicht Silda zu seinem Weibe machen könne,
war schon längst als unzweckmäßig und absurd verworfen. Er
war doch kein Anfänger!
Um drei Uhr nachmittags ritt er mit Silda nach Seeburg.
Sein Bursche folgte auf dem Chargenpferd. Es war besser so.
Man konnte wieder Leute vom Regiment treffen. In Neuburg
erfuhr man sofort alles. Er war nicht umsonst ein paarmal
beim Dämmerchoppen im „Blauen Hirsch“ gewesen.
Was da geklatscht worden war, das war schon nicht mehr
schön. Da erfuhr man die geringste Kleinigkeit. Man hörte,
daß beim Landrat die Doppelfenster herausgenommen wurden,
man wußte, daß Frau von Felsen aus Seeburg gekommen und
auf dem Markt in Neuburg mit ihrer Schwester und Puttchen
Hartmann „Einkäufe bewirkt“ hatte, man hörte, daß der Re-
gierungsassessor von Perlestedt während seines Musterungsge-
schäftes bei Herrn von Rosch in Neumark „einen kapitalen Bod
umgelegt“ habe usw.
Fedor hatte sich von der Tafelrunde ferngehalten. Sie
langweilte ihn. Es war gut, daß Breslau nicht weit war. Er
brauchte Abwechslungen. Er wollte nachholen, was er in Gol-
dap versäumt hatte. Ja, er konnte auf die Dauer nicht Silda
und immer wieder Silda zu Füßen liegen. Neulich hatte man
schon in der Savoyr-Bar in Breslau, wo er Bekannte von den
Leibkürassieren getroffen hatte, eine anzüglichke Bemerkung im
Scherze fallen lassen. Kompromittieren, das gab es nicht!
„War Felsen eigentlich vermögend?“ fragte er.
Sie nickte.
(Fortsetzung folgt.)

Die Stellung der modernen Hausfrau zur Gesundheitspflege.

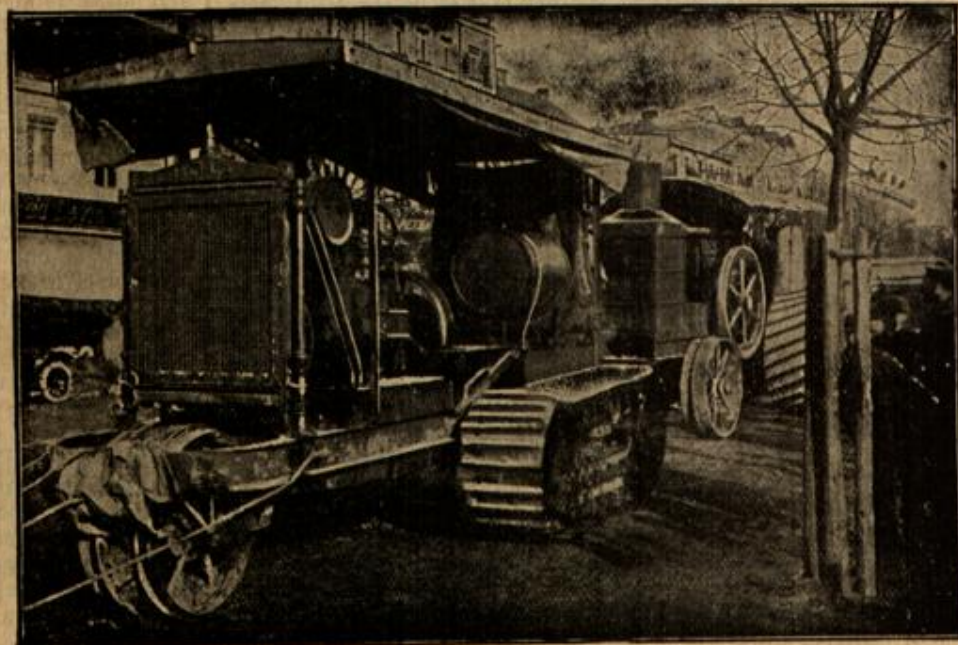
Man kann wohl sagen, daß in den letzten Jahrzehnten viel getan worden ist, um im Volk die Grundregeln von einer vernünftigen Lebensweise und Gesundheitspflege zu verbreiten. In richtiger Erkenntnis, daß der Gesundheitszustand der Familie in erster Linie dadurch bedingt wird, daß die Hausfrau und Mutter genau darüber unterrichtet ist, was sie zu tun oder zu lassen hat, um ihre Lieben gesund zu erhalten, bemühte man sich, durch volkstümliche Vorträge und allgemein verständliche Abhandlungen über die Geleise der Hygiene in Familienblättern und Tageszeitungen besonders bei der Frauenwelt aufklärend zu wirken. Um so mehr muß es Wunder nehmen, daß das Resultat in vielen Fällen ein außerordentlich geringes ist, da es leider immer noch recht viele Familien gibt, in denen von einer Befolgung dieser beherzigenswerten Ratschläge wenig oder gar nichts zu spüren ist. Und doch ist es Tatsache, daß der Gesundheitszustand der ganzen Familie von so manchen scheinbar unwichtigen, in Wirklichkeit aber sehr ernst zu nehmenden Verstößen gegen die Regeln der Hygiene beeinflusst wird und infolge des Nichtbeachtens derselben Krankheit und Siechtum in manchem Hause geradezu nicht aufhören wollen. Von einem Krankenbett zum andern hat die vielgeplagte Hausmutter zu eilen! In wie vielen Fällen aber hätte sie sich und ihren Lieben Kummer und Herzeleid ersparen können, wenn sie eingedenk wäre, daß durch eine Stählung des Körpers durch vernunftgemäße Abhärtung bei Vermeidung schädlicher Einflüsse dieser am sichersten vor dem Eindringen von Krankheitskeimen, Ansteckung, Erkältung bewahrt bleibt, da diese Schädlichkeiten in einem durch gesundheitsgemäße Lebensweise erstarrten Organismus keinen Nährboden finden. Da darf man sich nicht mit dem von vielen so gern angewandten, törichten Ausspruch von dieser Verpflichtung, die guten Ratschläge nicht bloß zu hören, sondern sie auch zu befolgen, freisprechen: „Früher hat man von etwas nichts gewußt und es hat auch nichts geschadet!“ Gerade freuen sollen wir uns, daß die Wissenschaft in unserer jetzigen Zeit in so vielen Dingen Aufklärung geschaffen, wo man früher im Dunkeln tappte. Wenn es auch für die Hausfrau nicht immer so ganz leicht ist, und es oft einer gewissen Selbstüberwindung bedarf, die Gesundheitsregeln sowohl selbst zu befolgen, als auch darauf zu halten, daß auch die übrigen Familienmitglieder sich bemühen, ihre Lebensweise darnach einzurichten, so wird diese aufgewandte Mühe doch reichlich dadurch belohnt,

daß auf diese Weise so mancher Krankheit der Einzug verwehrt wird. Ist es nicht traurig, wenn eine Hausfrau spaltenlange Abhandlungen darüber liest, daß des Menschen Lebensbedürfnis Luft, Sonne, Bewegung sind, und trotzdem tagelang nicht aus dem dumpfigen Zimmer hinaus ins Freie geht und nicht darauf hält, daß sich Gatte und Kinder durch Ausübung eines Sports, namentlich des einem jeden zugänglichen Hinauswanderns in die Natur ein Gegengewicht schaffen für die schädigenden Einflüsse des anhaltenden Sitzens in Bureau und Schule bei anstrengender Geistesgegenwart? Wenn die Fenster, die zum Lüften dienen sollten, fast stets geschlossen bleiben, der Behandlung des Staubes keine Aufmerksamkeit geschenkt wird, und anstatt des gesunden Obstes schwerverdauliche Wurstarten als Zuluft auf den Tisch kommen, wenn Mutter und Töchter der Mode zuliebe ihren Körper in das moderne Marterwerkzeug, das Korsett, einzwängen und sich dann über Appetitlosigkeit und Bleichsucht beklagen, wenn der Regelmäßigkeit der Mahlzeiten nicht genügende Beachtung zuteil wird, sondern Fehlgänge und Unterlassungssünden begangen werden, so beweist die Hausfrau, daß sie nicht genügend fortgeschritten ist mit den Errungenschaften der Jetztzeit. Tiefe Rückständigkeit auf hygienischem Gebiet wird oft hart gebüßt, indem sich ein Heer von Uebeln, leichter oder schwerer Art, einnistet, die kein wirkliches Lebensglück und Behagen aufkommen lassen. Heutzutage kann wohl keine denkende Hausfrau als Entschuldigungsgrund anführen, daß ihr keine Gelegenheit wurde, sich zu unterrichten über die Grundregeln einer gesundheitsgemäßen Lebensweise, denn es gibt wohl kaum noch eine Familie, die nicht eine Zeitschrift oder eine Tageszeitung als Lektüre hielte, und worin nicht alle diese Fragen des täglichen Lebens im Reiche der Hausfrau, wo sie Königin ist, in leichtverständlicher Weise eingehendst behandelt würden. Die fürsorglichen Hausmütter, denen doch das Wohl ihrer Lieben so sehr am Herzen liegt, sollten stets bedenken, daß eine ihrer wichtigsten Aufgaben darin besteht, Krankheiten zu verhüten durch weise Vorbeugung, und daß der sicherste Weg hierzu erreicht wird durch das gewissenhafte Befolgen dessen, was uns die Gesundheitslehre über unsere Lebensweise, Wohnung, Kleidung, Nahrung, Hautpflege und Lustgenuß, vorschreibt, was im Grunde genommen nicht mehr und nicht weniger ist, als uns unser gesunder Menschenverstand eigentlich ohnehin anempfehlen sollte. Dr. von Sneyt.



Generaloberst von Falkenhausen, einer der
Führer auf dem westlichen Kriegsschauplatz.
Falkenhausen war sehr lange Mitarbeiter
des Generalfeldmarschalls von Hindenburg.

Eroberte russische Geschützbugmaschinen. In der Winterschlacht in Masuren wurden mehrere russische Bugmaschinen erbeutet, die bestimmt waren, die 28 cm-Geschütze zur Belagerung der Feste Bogen nach den ihnen zugeordneten Stellungen zu schaffen. Es wurden aber nicht nur die riesigen Bugmaschinen, sondern auch eine große Menge 28 cm-Munition und das ganze dazugehörige Eisenbahnmateriale erbeutet. Die Maschinen sind amerikanischen Ursprungs und anscheinend noch nicht lange an Rußland geliefert. Es wurde ja schon wiederholt von deutscher Seite festgestellt, daß ein großer Teil des russischen Kriegsmaterials aus Amerika stammt.



Eroberte russische Geschützbugmaschinen.